Der Krug

Skizze von Christa Niesel-Lessenthin.

Die alte Dame hielt den schönen Krug unschlüssig in ihren feinen zitternden Händen. „Nein", sagte sie dann plötzlich, wie aus einem inneren Entschluß heraus, „nein!"

Der Händler machte ein verlegenes Gesicht. „Gnädige Frau, vielleicht überlegen Sie es sich noch, das Gebot macht Ihnen keiner zum zweiten Mal. Und wenn ich nicht gerade einen Liebhaber an der Hand hätte, der gerade Delfter Krüge für jeden Preis ..."

Die alte Dame staunte. Solche Dinge wie Delfter Krüge jetzt — für jeden Preis ... Also gab es Menschen, die selbst jetzt noch anderer Dinge dachten, als den Krieg, das Leid und das Sterben. So etwas kaufen, für teures Geld von fremden Leuten, wie konnte man das nur! So einen Krug, der einem doch nichts sein und nichts sagen konnte. Urväter Hausrat, aus der Mutter Händen ihr überkommen, an einem Freudentage ihrer jungen Ehe. Sie besah ihn zärtlich und strich mit den Händen darüber. Das unbeschreiblich feine Blau, die lustige vielgestaltige Zeichnung! Sie hatte ihren Jungen immer so erfreut, wenn er ihn als Kind — unter Vaters Argusaugen — in die Hand nehmen durfte, um ihn zu betrachten. Ihr Blick liebkoste den Krug. Sie sah die stämmigen, braunen Jungenpfötchen ihn fest und ängstlich umschließen, sah seine feingliederig gewordene Jünglingshand mit Stolz danach greifen, ihn dem Freund vorzuweisen ... Und: „Gott bewahre, ich verkaufe ihn nicht," kam es als lautgedachter Schluß einer langen Gedankenreihe.

Der Händler gab es auf. Er war recht ärgerlich. Kam er da extra in dieses gottverlassene Städtchen gefahren um des Kruges willen, und nun ging ihm das Geschäft an der Nase vorbei. Ja, das war nie und nirgends so schwer als mit diesen alten Damen aus guter Familie. Das kannte er. Empfindsamkeiten waren einmal der größte Feind eines guten, schnellen Geschäfts. Und er ging.

Die alte Dame atmete erleichtert auf. Sie hätte wohl das Geld recht gut brauchen können in diesen teuren Zeiten. Aber man schlug sich lieber durch. Wer wird um irdisch Hab und Gut seinen größten Schatz schmälern — den der Erinnerungen? Sorgsam stellte sie den Krug zurück in den altmodischen Glasschrank, in dem ihre Schätze aufgebaut waren. Er stand wie ein König unter der Menge. Aber was bedeutete es ihr, daß er das einzige Stück unter all den Herrlichkeiten war, das „Handelswerth" besaß? Der kleine Laubsägespiegel dort war ebenso wertvoll — und die unbeholfen, aber mit sicherem künstlerischen Instinkte geknteten Tonlöwen. Sie stand und sah .. stand und sah ... Und glänzend stiegen sie empor, alle die goldenen Kleinodien der Seele ... Von welchem stolzen Glück, von welch reicher Hoffnung sprachen alle diese Dinge. Und wie voll von unauslöschlichem Weh war dieses letzte, auf das ihre Tränen flossen. Ein Büchlein mit einem Deckel aus Birkenrinde, wie es die Soldaten gefertigt haben, draußen im Argonner Wald. Nur so viel feiner und schöner. Und innen auf der ersten Seite ein Gruß an sie von der Hand ihres Jungen, der nie mehr, nie mehr an sie schreiben würde ...

In die Dämmerung hinein gellte die Klingel. Eine Männerstimme .. der Postbote. Wie lange schien es her, seit sie ihm täglich mit Herzklopfen bis zur Treppe entgegengeeilt war, seit sein verheißungsvolles: „Aber heute, Frau Rätin!" oder sein bedauerndes „Heute leider nichts" ihr das wichtigste vom ganzen Tage gewesen war. Was konnte ihr jetzt noch von außen kommen!

Teilnahmslos öffnete sie den Brief — den einzigen, der gekommen war. Eine Aufforderung zu einer Spende — wie alle Tage jetzt. Für welchen Zweck denn heute? Ah, sehr schön! Sie sollten sich wirklich nützlich erweisen, diese guten, treuen, verbeinigen Freunde und Helfer. Wenn nur einer ihren Jungen gefunden hätte. Daß er nicht verblutet wäre und verschmachtet, daß er hätte gerettet, dem Leben bewahrt werden können. Aber so heiß hatter der Kampf getobt, und der Wunden waren so viele. Das Dickicht war so zähe und trutzig — und sie hatten ihn nicht gefunden.

Aber anderer Mütter Söhne würden sie finden, retten. Viele, viele müßte es geben. Wer doch her spenden könnte, unbeschränkt spenden; darum konnte man die reichen Leute wahrlich beneiden.

In dieser Nacht hatte sie einen schweren Traum. Sie sah einen fahlen Mond in grauen, windzerrissenen hastenden Wolken über dem kahlen, wüsten Felde. Ein Geruch von Brand und Blut stand in der Luft, die schwül war von der erbarmungslosen Glut des Tages. Um den Rand des Himmels standen lohende Flammengarben, und von dort kam es herüber wie ein vergrollendes Gewitter, Blitz und Donner. Von allen Seiten klang es wie fernes und nahes Stöhnen.

Ihr Herz wollte stillstehen und die alten Füße zitterten. Aber es zog sie gewaltsam voran, einem sanft dahinwandelnden Schimmer nach. Ein großer Engel schritt über das Feld mit schönen trostreichen Augen und breitete seine Arme aus. Und wo er sich neigte, verstummte das Stöhnen.

Dort hatte ein wilder Rosenbusch alle Blüten und Blätter von sich gestreut. Das lag auf dem zerstrampften Feld wie eine duftende Decke gebreitet, zum Ruhelager für den letzten langen Schlaf. Und der Engel trat hinzu und faltete liebevoll bleiche, steife Hände auf einer zerschossenen Brust. Jammernd hob sie ihre Arme zu dem Engel auf. Aber der schritt weiter, langsam, forschenden Auges. Und sie folgte ihm, obwohl ihre Füße sie nicht mehr tragen wollten. Der Mond verblich, von Osten kam der Morgenröte sanfter Glanz. Am Rande eines grünenden Gehölzes sank sie zusammen. In den zarten Birkenzweigen wurde das liebliche Grün wach und das Morgenlied der Vögel.

„Wie sie nur singen mochten," dachte sie. Da lebte ein Laut auf, der ihr das Herz erstarren machte. Wie letztes, röchelndes Atmen. Auf den Knien drängte sie näher ... Unter den schirmenden Aesten einer Fichte leuchtete aus jungen Augen die letzte flehende Lebenssehnsucht hervor. Auf spröden, fiebernden Lippen das eine Wort: Wasser! An das mütterliche Herz schlug gewaltig Weh und Mitleid. Es war nicht ihr Junge — aber er glich ihm, glich ihm so, wie ein Mutterherz dem andern gleicht, einer Mutter Schmerz dem andern!

Jetzt nur helfen können! Helfen können! Rundum irrten ihre angstvollen Augen. Regte sich nichts auf diesem Felde des Todes als der Morgenwind? Kam kein Laut der Hoffnung hergeweht? Kein Fußtritt menschlicher Hilfe? „Kein irdisch Hab und Gut," dachte sie, „sollte mir mehr teuer sein, täte jetzt der Herr ein Wunder. Käme jetzt ein Quell, aus dem ich Heil schöpfen könnte — einem nur — diesem einen! Und könnte ich nicht Genesung schöpfen, so wollte ich doch veratmende Lippen netzen, daß sie lächelten."

Und wie sie gläubig um das Wunder rang, ward es zur Wahrheit. Ganz irdisch schien es: so natürlich kam es, wie alles Tieferschütternde des Lebens. Ein leichter, eilender Klang von vier Füßen — ein Schnobern — leises, freudiges Bellen. Und dann Männerstimmen ... große durstende Züge eines Verschmachtenden und ein seliges Aufatmen. „Gott sei tausendmal gedankt", dachte sie noch, und ihr Herz ward leicht. Und dann kamen Schleierwolken, flatternde, schillernde. Wie Flügel gingen sie auf und ab, wie sehnsüchtige Segel wanderten sie über das Blau ...

„Für die Sanitätshunde" ging von Ungenannt ein hübscher Betrag ein. Der Delfter Krug ist aus dem Glasschrank unserer alten Freundin verschwunden. Er steht jetzt auf dem Bord eines sehr stilvollen Speisezimmers. Aber er erzählte nichts. Gekränkt steht er unter einer Schaar ebenso prächtiger Krüge, und sein großer Stolz, das beste Stück zu sein, ist vernichtet, nein, er erzählt nichts.

Aber es würde ihm auch niemand zuhören.

Wer fragte hier nach den Geschichten seiner Jugend? Wer wußte von dem verschmachtenden Helden im Argonne Wald? Aber es wäre doch gut, wenn er reden wollte! Zum Beispiel davon, wie er hierher gekommen war! Sie sollten alle still hören und lauschen! Wenn er nur reden wollte!

SANTAL CAPSULES MIDY
Rückstände
Gebrauch erhältlich.

Die Rattenplage

Eine Sorge der Kämpfer auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Die Kämpfer auf dem westlichen Kriegsschauplatz klagen nach wie vor über die Legionen von Ratten, denen sie sich nicht zu erwehren vermögen. Zahllos sind die Versuche, die zur Bekämpfung der Rattenplage unternommen wurden, und da alles nichts nützte, hat man in Frankreich sogar schon die Akademie der Wissenschaften mit der Erfindung eines Rattenbekämpfungsmittels beauftragt. Die Ratten suchen mit Vorliebe die Schützengräben auf. Wie eine Fachschrift in einer Besprechung der Ratten im Kriegsgebiet ausführt, hat man es im Felde besonders mit der Wanderratte (Mus Decumanus) zu tun, die sich oft weit von den Ortschaften entfernt und schnell in den Unterstandsiedelungen und selbst in ziemlich abseits gelegenen Schützengräben heimisch wird. Besonders in Winter fallen die Wanderratten sich an der Front ein, da sie zu wenig [illegible] im Freien finden und in den Bauwerken der Menschen ihren Hunger zu stillen hoffen. Darum muß man in jeder Grabenstellung gleich von Anbeginn mit aller Energie gegen die Ratten vorgehen. Denn sie richten mitunter unter Vorräten aller Art großen Schaden an; so haben sie es z. B. besonders auf Gegenstände aus Schweinsleder, wie Sattelgurte usw. abgesehen. Diese Vorliebe für Leder stellt sich allerdings nur in einzelnen Fällen ein, kann aber dann zu sehr unangenehmen Beschädigungen führen, weshalb das Ledermaterial meist so hoch wie möglich aufgehängt wird. Auch haben es die Ratten nicht nur auf die gewöhnlichen Nahrungsmittel, sondern selbst auf die sog. eisernen Rationen abgesehen, die darum am besten stets unter Blechverschluß gehalten werden.

Nach zahlreichen Berichten aus dem Felde machen die Ratten sich auch dadurch unangenehm bemerkbar, daß sie in die Dielen und Holzwände der Unterstände Löcher fressen und sich so besondere Zugänge von einem Grabensystem in das andere verschaffen. Besonderen Zorn erregt die Wanderratte bei den Soldaten oft durch die Ruhestörungen, die sie verursacht. Selbst ein abgehärteter Krieger, der an die nächtlichen Geräusche des Herumlaufens, Krabbens, Nagens und Quiekens und auch an das laute Gepolter durch das Umwerfen von Blechbüchsen gewöhnt ist, verliert die Geduld, wenn er z. B. plötzlich dadurch erwacht, daß eine schwere Ratte sich auf ihn gesetzt hat. Die Hauptabwehrmaßregeln gegen die Rattenplage im Felde besteht in der rattensicheren Aufbewahrung aller in Betracht kommenden Materialien. Außerdem werden gut ausgebaute Unterstände durch Verschalung mit Holz rattendicht gemacht. Um die „Jagdlust" der Soldaten zu erhöhen, wurde auch in besonders von Ratten besuchten Gegenden für jede erlegte Ratte eine Prämie von 10 Cents ausgesetzt. Nach den in der deutschen Stellungen gemachten Erfahrungen konnte man auf diese Weise die Rattenplage auf ein Minimum zurückführen. Die Franzosen verwenden besonders dressierte Rattenhunde.

Die Eigenliebe der Menschen wird durch nichts so empfindlich gerührt, als wenn man sie lächerlich macht. Sie bleiben gleichgültig, wenn ich ihnen sage, daß ihre Laster abscheulich sind; wenn es hoch kommt, so werden sie verdrießlich. Aber alsdann schämen sie sich, wenn ich ihnen ihre Schoßsünden, ihre Fehler, mit denen sie sich brüsten, von der lächerlichsten Seite zeige. G. W. Rabener

Vom Kriege im Osten

Verteidiger von Schützengräben

Zur Unterhaltung und Belehrung

Des Kindes Engel

Jedwedem Kindlein, klein und schwach,
Im Schloß und in der Hütte,
Folgt leis ein Engel Gottes nach
Und leitet's Schritt vor Schritte,
Und gibt bei Tage wie bei Nacht
Treuliebend auf das Kindlein acht.

Wann's spielt, dann spielt der Engel mit,
Kann es ihn gleich nicht sehen;
Er läßt auf keinem Schritt und Tritt
Das Kind alleine gehen;
Sonst würden unter Fall und Stoß
Gar wenig Kinder alt und groß.

Der Engel kommt vom Himmel her,
Wo lauter Engel wohnen,
Die nie an Freud' und Jubel leer,
Geschmückt mit goldnen Kronen,
Gehorsam, rein und heilig sind,
Drum liebt er nur ein frommes Kind.

Künstliche Nasen

Nichts kann den Menschen mehr entstellen, als eine Verletzung oder Verstümmelung der Nase. Da nun der Krieg auch solche vielfach herbeiführt, ist es erfreulich, daß die Anfertigung künstlicher Nasen erhebliche Fortschritte zu verzeichnen hat. In der Münchener Medizinischen Wochenschrift gibt Prof. Dr. Zinsser eine Anleitung zur Anfertigung solcher Nasen. Zunächst wird der fehlende Teil aus Ton oder Wachs modelliert und darnach ein Gußmodell hergestellt. Zum Guß der Prothese dient eine Gelatinemasse besonderer Zusammensetzung, die durch Färben zunächst auf den richtigen Ton gebracht wird. Die Masse wird im Wasserbad geschmolzen, in die Gußform eingeführt und ist dann im wesentlichen auch zum Ansetzen fertig. Selbstverständlich kann sich die Farbe dieser künstlichen Nase niemals ganz mit der Hautfarbe decken und deshalb wird die Prothese und die angrenzende Haut mit einem leicht gefärbten Puder bestäubt. Die Kranken lernen es sehr rasch, sich ihre Nasen zu gießen und sich selbst zu befestigen

Eine Winternacht

Von Georg von der Gabelentz

(1. Fortsetzung)

Nun, daran hatte niemand Anstoß genommen, waren die beiden doch oft durch Wochen ganz aufeinander angewiesen. Wenn im Winter der Schnee alle Wege im Luch verschneite, war's ja selbst für Kundige eine gefährliche Sache, sich auf du Sumpf zu wagen. Mehr als einen hatte die Nacht auf dem Moor überrascht, und er war nicht wieder heimgekehrt.

Solche Geschichten und andere Begebenheiten, zumal die Sputerzählungen der Christel, wollte der Pastor zu einer Chronik des Dorfes vereinigen und der Handschrift eines seiner Vorgänger hinzufügen, die dieser vor fast hundert Jahren begonnen, aber nicht zu Ende gebracht, weil ihm über der Arbeit der Tod den Gänseriel aus der Hand genommen.

Der Pastor hob also den staubigen Lederband vom Regal, wo die Kirchenbücher wie schwarzgekleidete Predigtgänger standen, und legte sich die Feder zurecht. Dann lehnte er sich in den Lederstuhl zurück, nach einem passenden Anfang zu suchen. Da klopfte es an seine Tür, und als er hereinrief, stand zu seinem Erstaunen just die alte Christel vor ihm. Sie war über und über mit Schnee bestäubt, schüttelte das weiße Zeug von den Kleidern und bat den Pastor mit erregtem Gesicht, er möge ihren Nachbar aufsuchen, denn dem schiene es schlecht zu gehen, und er könne wohl jeden Augenblick hin sein.

Da die Alte durchnäßt und erfroren war, schickte der Geistliche sie in die Küche, sich vor dem Heimweg erst am Herd zu erwärmen. Er selbst warf das Buch zu, riß Mantel und Mütze vom Haken, entzündete eine Laterne und lief hinaus.

Der Wind pfiff ihm um die Wangen, als er das Dorf verließ und nun nicht mehr durch die Hausmauern gegen sein Stürmen geschützt war. Er blieb einen Augenblick stehen, schlug sich den Kragen des alten Pelzmantels hoch und zog sich die Fellmütze tief herab über die Ohren, dann gab er sich einen Ruck, wie man zu tun pflegt, wenn es eine böse Verpflichtung auf sich zu nehmen gilt, legte sich gegen den Wind, stieß seinen Knotenstock fest in den Schnee und marschierte vorwärts. Nach wenigen hundert Schritten wendete er sich zwischen einigen windzerzausten Erlen vom Landwege ab, querte ein schmales Gehölz und gewann das Heidenmoor, jenseit dessen die Kossätenhütten lagen.

Ein natürlicher, dem Sumpfboden kaum entragender Damm trug den Weg und leitete in Windungen über die weite Fläche. Sie war in Dämmerung gehüllt. Nur die Sterne gaben droben einiges Licht, und unten leuchtete der Schein der Laterne vor des Pastors Füßen her.

Um den Fußsteig auch im Winter kenntlich zu erhalten, hatten die Bauern da und dort Kiefernäste eingebohrt, und da auch die Fußtapfen der alten Christel noch zu erkennen waren, so kam der Pastor anfangs schnell vorwärts. Doch dann drehte sich der Wind mit einmal, und trieb ihm den Schnee ins Gesicht und gegen die Gläser der Brille. Das hinderte ihn vorauszuschauen. So oft er auch die Brille abwischte, immer häufiger irrte er ab, und sein Fuß versank neben dem Steig im Morast.

Eine halbe Stunde mochte der Pastor unterwegs sein, da traf ihn stärkerer Windstoß die Laterne hell aufflackern, dann plötzlich verlöschte sie. Der Wanderer war seit einiger Zeit darauf gefaßt. Er blieb stehen, setzte die Laterne in den Schnee und wühlte in seiner Tasche nach Streichhölzern. Zu seinem Schrecken aber entdeckte er, daß er keine bei sich führte. Er hatte sonst stets einen Vorrat in der Tasche, doch war er zum Ausgehen eilig in den wärmeren Rock gefahren, und die Hölzer staken noch daheim in der ausgezogenen Jacke.

Was tun? Sollte er umkehren? Doch ihn rief die Pflicht des Amtes. Der Kranke konnte indessen draußen sterben. Mit dem Stocke und beim Scheine hoffte der Geistliche sich schon weiter tasten zu können, waren doch auch die Wegzeichen trotz des Halbdunkels noch zu erkennen.

Eine Weile ging es leidlich, dann aber nahm der Steig am Rande eines offenen Moortümpels ein Ende. Der Pastor bekam jetzt den Wind schief von der Seite. Er erinnerte sich, daß man sich in der Nacht nach den Sternbildern richten konnte, kehrte sich mit dem Rücken gegen den Wind und suchte am Himmel irgend ein bekanntes Sternbild zu finden. So sehr er sich auch abmühte, er konnte nichts Genaues entdecken, die Gläser seiner Brille waren getrübt, die Sterne schienen alle zu schwanken und durcheinander zu fahren, wie wenn Kinder in einer Schachtel blinkende Glaskugeln durcheinander rollen lassen. Bald flimmerten einige hier, bald leuchteten andere dort, je nachdem die ziehende Wolken sie freigaben oder verbargen.

Vom Wind gepeitscht, jagten Schneewolken herauf. Die Sterne verblaßten hinter ihnen, ganze Gruppen verschwanden mit einem Male, und bald blinkten nur noch einzelne zur Linken.

„Gut", dachte der Pastor, „laß die Sterngucklerei sein und tapp dich so weiter". Aber schon nach einigen Schritten gewahrte er, daß er durch das Stehenbleiben und Sichumdrehen jede Richtung verloren.

Er erschrack ein wenig. Dann lief er, schnell entschlossen, geradeaus, versank aber bald in weichem Brei, und die eisige Nässe an seinen Füßen belehrte ihn, daß er durch die Schneedecke hindurch in eine Wasserlache geraten war. Mit einem halblauten Knurren befreite er sich aus dem zähen Schlamm und trat auf festeren Boden zurück.

Er erkannte, daß es gefährlich sei, weiterzugehen und beschloß nun doch umzukehren, sich nach dem Dorfe zurückzutasten und den Knecht mit einer zweiten Laterne mitzunehmen. Ohne Licht war es unmöglich, bei solchem Wetter über das Moor bis zur Hütte des Kossäten durchzudringen, und am Ende ließ Gott den Mann noch eine Weile leben. Der Kranke und sein Amt als Seelsorger erschienen ihm mit einem Male nicht mehr so wichtig; die Gefahr hatte seine eigene Person in den Vordergrund gerückt.

Doch das Umkehren war um nichts leichter, als das Weitermarschieren. Rings umstarrte ihn die grauweiße Schneefläche, und über ihr wirbelten und tanzten die Flocken. Der Pastor steckte die nutzlose Brille in die Tasche. Da er im Schneetreiben und in der Dunkelheit die Spuren seiner Füße schon nicht mehr erkennen konnte, so bückte er sich und versuchte sie zu ertasten, er zog sogar den wollenen Handschuh aus. Aber seine Rechte griff überall in formlosen, weichen Schnee. Ueberall waren in ihm Höcker und Vertiefungen, vor und hinter ihm, rechts und links. Da nahm er Laterne und Stock wieder auf und wandte sich nach der Richtung, in der er bei einem plötzlichen Windstoß wie einen Schattenstreif den Wald des Dorfes zu erkennen meinte. Er lief eine Minute und brach in ein Loch. Da versuchte er es an anderer Stelle.

Doch der Schatten stand ohne sich zu verändern, ohne zu weichen, ohne zum Wald zu werden.

Der Pastor erkannte, daß er sich getäuscht hatte; es war wohl ein Nebelstreif, sicher nicht der Wald am Dorf. Eine Weile stand er, bemüht, im Schneetreiben irgend etwas zu unterscheiden. Er wischte sich die Augen und trocknete mit dem dicken Handschuh den Schweiß von der Stirn. Das Schneetreiben nahm immer zu, jetzt war am Himmel auch nicht mehr der kleinste Stern zu sehen. Dennoch strahlte der Schnee eine gespenstische Helle aus. Aus dem Nebelgewoge klang das rauhe Schreien einer unsichtbaren Krähe.

Bange und unheimlich wurde es dem Pastor. Ihm fielen die Geschichten der alten Christel ein, ihre Erzählungen von Geistern und Koboldchen und von all dem Menschenfeindlichen, das nachts im Moor sein Wesen trieb. Er dachte an ihren Mann, wie er einst im Sumpf umgekommen, und sah jetzt selbst in dieser Oede nichts als das Werk von bösen Wesen.

Doch er schob die Gedanken als seiner unwürdig wieder von sich. Hatte er sich denn im Leben nicht oft genug nachts zu einem Kranken durch den Winterschnee gearbeitet? Er würde sich auch heute aus diesem abscheulichen Sumpfe herausfinden. Er kannte ja das Luch seit Jahren. Aber freilich, heute sah es anders aus, als im Sommer, wenn der Wind mit den Blüten der Sumpfgräser spielte, der Himmel seine Wolkenberge und sein Blaue in den Wasserlachen spiegelte oder die Enten schräg darüber hin zogen.

Der Pastor versuchte es noch einmal nach rechts, versuchte es auch nach links, spähte nach den von der Bauern angesteckten Wegweisern und fand sie nicht. Er mußte sich also weit vom Pfade entfernt haben und über gefrorene Stellen des Morastes gewandert sein. Nun war auch mit einem Male die Schattenwand verschwunden, die er für den Wald gehalten hatte. Rings um ihn zitterte nur immer das feuchte Grau, unaufhörlich klatschten ihm die Flocken ins Gesicht; kaum konnte er die Augen offen halten. Die Wolken hatten auch die letzten Sterne verschluckt.

Plötzlich meinte er fernes Hundegebell zu hören und horchte auf.

„Wie dumm, daß ich mir noch keinen Hund angeschafft habe," dachte er. „Ich hätte damals den Hund vom Schäfer kaufen sollen. Auch für fünfzig Mark hätte ich ihn nehmen sollen. Die Tiere sind ja so klug. Er hätte mich aus dem Moor herausgebracht."

(Fortsetzung folgt)

Mörderische Modetorheiten

Die nimmer ruhenden Bemühungen der Vogelschutzgesellschaften in aller Herren Ländern scheinen nur geringe Erfolge zu erzielen. Gegen die gewissenlose Barbarei der Vogeljäger und die gedankenlose Putzsucht des Evig-Weiblichen ist eben nichts auszurichten. Das sieht man an den immer von neuem, besonders in englischen und amerikanischen Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen, die an der Hand statistischer Materials nachzuweisen suchen, daß zahlreiche schöngefiederte Vogelarten dem Aussterben nahe sind. In ergreifender Weise wird das Hinschlachten brütender Vögel und das elende Verhungern der hilflosen Jungen geschildert, um an das Mitleid der weichherzigen Vertreterinnen des zarten Geschlechts zu appellieren. Doch in dieser traurigen Angelegenheit kennen die Frauen kein Mitleid, oder aber sie gehen von der irrigen Voraussetzung aus, daß sie den Vogelmord nicht verhindern würden, wenn sie auch auf jeden Hutschmuck verzichten möchten, der einem gefiederten Geschöpf das Leben kostet, und sie sagen sich zur Beruhigung ihres vielleicht leise mahnenden Gewissens: „Da die bösen Vogelmörder die armen Tiere nun doch schon getötet haben, kann man deren Federn auch schließlich tragen." Solange Modetörinnen nur zu gern Hutschmuck in Gestalt von Reihern, Paradiesvögeln und Kolibris wählen, wird der Massenmord unter den schönsten gefiederten Bewohnern Südamerikas, Westindiens und der Pacific-Inseln nicht eher aufhören, bis in jenen Gegenden nur noch Vogelarten übrigbleiben, denen die Natur zu ihrem Glück ein unscheinbares Federkleid gab. Gewiß gelingt es der Antivogelmordbewegung alljährlich, eine Anzahl von Anhängerinnen zu gewinnen; doch könnten wirkliche Resultate erst erlangt werden, wenn überall Gesetze den Schutzgesellschaften zu Hilfe kämen.

Welch ein Schlachten und Morden beständig in der Vogelwelt vor sich geht, dafür sprechen folgende Tabellenzahlen: Auf den Londoner Engros-Märkten wurden im Verlauf des Jahres 1909 oft an einem einzigen Tage zum Verkauf angeboten: 10,700 Bälge schön gefiederter Wildtauben, 18,000 Möwen, 346 Fasanen-Schwanzgesteck, 4000 Paradiesvögel, 14,400 Kolibris, 20,615 Königsfischer, 14,400 Schwalben, 15,000 Albatros-Posen. Seitdem sind von Federhändlern keine Einzelheiten mehr veröffentlicht worden. Nur gelegentlich erfährt man noch, welche Unmengen von Reiher-Aigretten, Paradiesvogelfedern und Kolibris in jeder Saison zum Verkauf gelangen. So hat kürzlich eine einzelne Firma 5000 Unzen Reihergesteck an. Das bedeutet den Mord von etwa 30,000 Vogeleltern und ihrer Nachkommenschaft. Denn zu einer Unze gehören die „Hochzeitsfedern" von mindestens sechs brütenden Vögeln. In den britischen Kolonien sind bereits Gesetze eingeführt, die das Töten selten gewordener Vogelarten und den Export von Federn verbieten. Auch in Neusüdwales, wo das Aussterben des herrlichen Lyra-Vogels zu befürchten ist, existiert ein solches Gesetz. Gemordet aber wird trotzdem, und die einsichtslosen Jäger werden ihr grausames Werk fortsetzen, bis sie nichts mehr von der märchenhaft schönen gefiederten Welt der Tropen übriggelassen haben.

— Im Garten Chateau des fleurs in Kiew sollte eine Festvorstellung stattfinden. Etwa 15,000 Zuschauer hatten sich bereits eingefunden, so daß die Polizei den weiteren Zutritt untersagte. Das Publikum ließ sich aber nicht abweisen und drang in den Garten ein. Dabei brach das Geländer der in den Garten führenden Treppe und die Andrängenden stürzten übereinander. 26 Personen wurden verletzt.

— Das Huß-Haus in Konstanz — ein sowohl architektonisch als historisch interessanter Bau — soll niedergerissen werden, um einem modernen Neubau Platz zu machen. Im Jahre 1414, zur Zeit des Konstanzer Konzils, bewohnte dieses Haus Johannes Huß, der böhmische Reformator; von hier aus trat er seinen Gang erst in die Gefangenschaft und dann zu seinem Märtyrertode an. Das Gebäude befindet sich zur Zeit im Besitze eines Herrn Leopold Meyer und soll nun, da sich weder von der Stadtgemeinde noch von privater Seite Interesse für die Erhaltung des Baues gezeigt hat, vom Erdboden verschwinden.

Der Liebesbeweis

„Geh', Roserl, is' denn wirklich wahr,
Was d' Leut' von Dir erzählt'n —
Daß in Dein Herzerl ganz und gar
A Winkerl für an Buam tuat fehl'n.

Wia i' Di' gern hab', liaber Schatz,
Das is' für Di' ganz g'wiß nix Neu's;
Drum möcht' i' dafür, daß an Platz
D' Liab a bei Dir hat, an Beweis!"

Das Roserl sinnt und räuspert sich —
„Das kannst schon haben", sagt es drauf,
„Komm' heut' auf d' Nacht zum Bankerl hin
Fein hoamli aber und paß auf!"

I' geh zum Bankerl hin auf d' Nacht,
Im schönsten Mondschein liegt alles da,
Und 's Roserl, wia 's mi' sieht, hat g'lacht
Und busselt fest an andern a.